

Krueger | Von Ostpreußen in den Gulag

Marcel Krueger

Von Ostpreußen in den Gulag

**Eine Reise auf den Spuren
meiner Großmutter**

Aus dem Englischen übersetzt
von Holger Hanowell

Reclam

2019 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

© 2017, 2019 Marcel Krueger

Published by arrangement with I. B. Tauris & Co Ltd, London

Deutsche Übersetzung mit Genehmigung von I. B. Tauris & Co Ltd, London.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Babushka's Journey: The Dark Road to Stalin's Wartime Camps* bei I. B. Tauris & Co Ltd, London.

Abbildungen: Sammlung des Autors

Karten: Katrin Hagen

Druck und buchbinderische Verarbeitung: GGP Media GmbH,

Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck

Printed in Germany 2019

RECLAM ist eine eingetragene Marke

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-011172-7

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



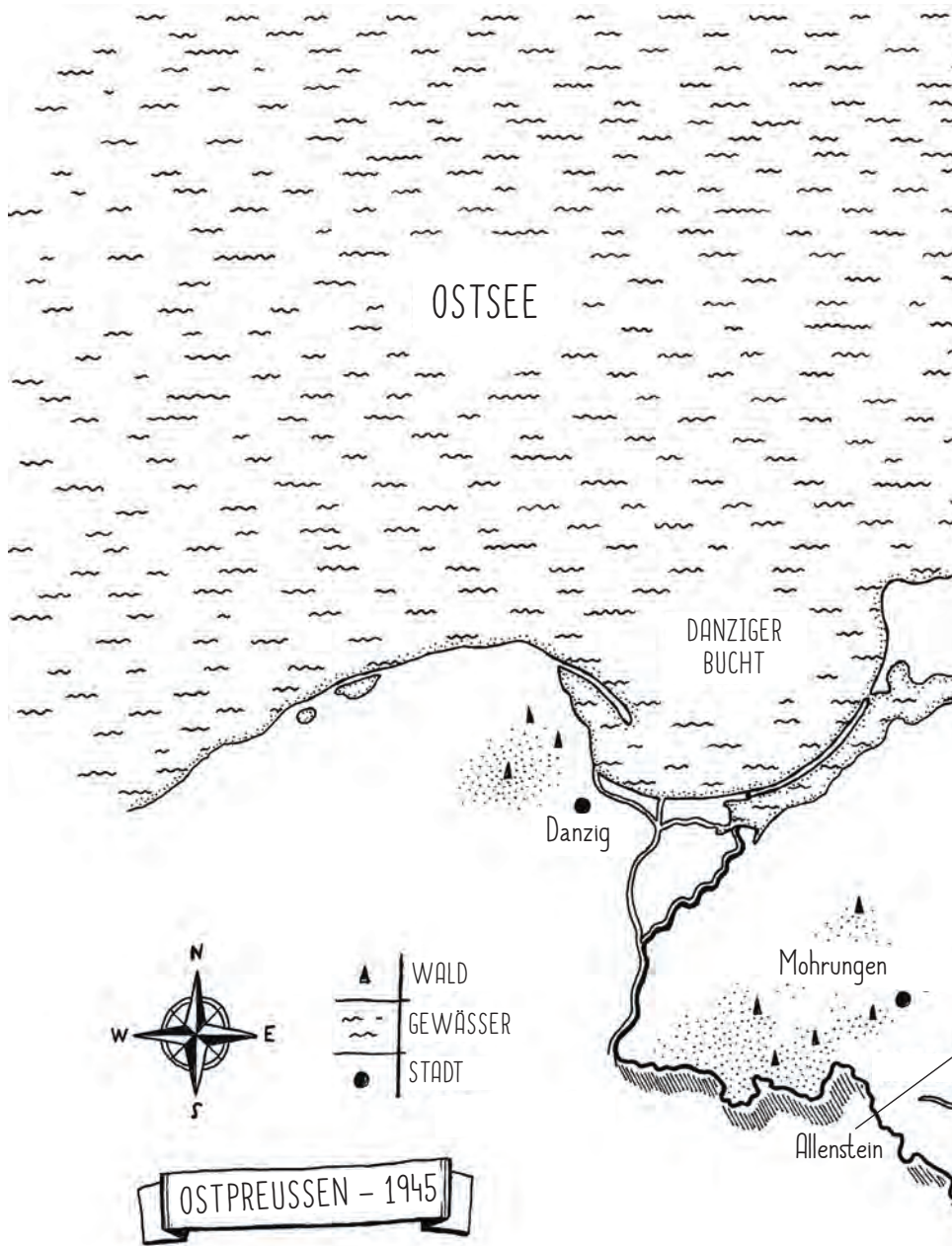
Inhalt

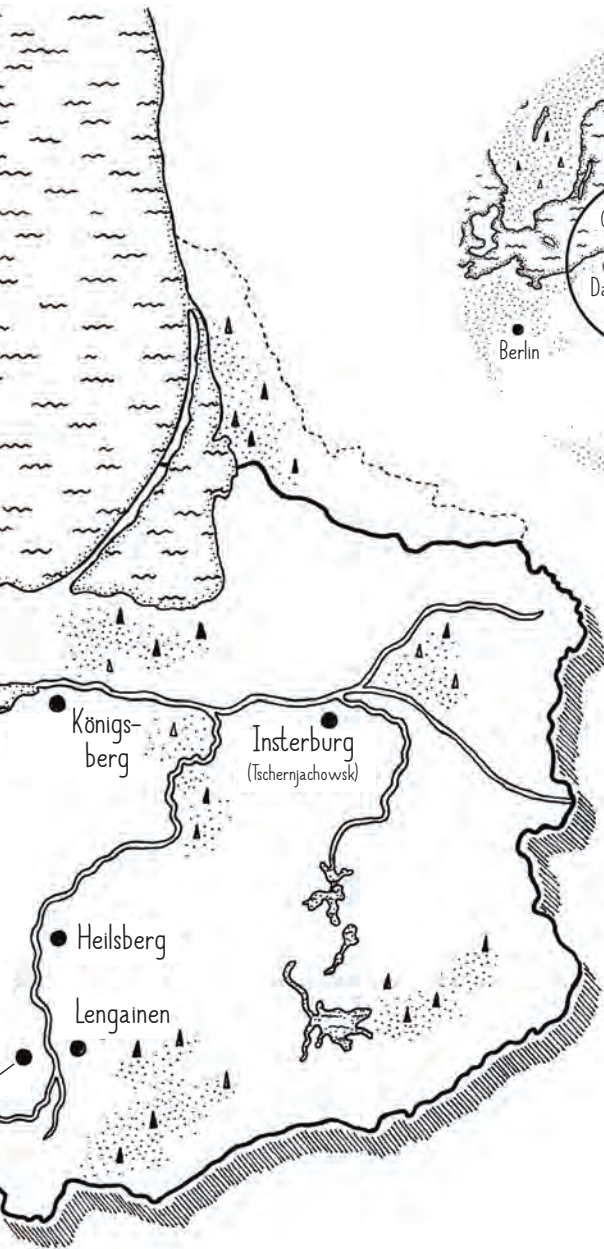
Einleitung	13
Babuschka	17
Katastrophe	24
Finstere Nacht	50
Zwischenakt: Ein langer Bericht des Unheils	76
Züge	89
Zwischenakt: <i>Moskau ist ein schönes Land</i>	108
Hunger	129
Jekaterinburg ist Swerdlowsk	155
Die Kolchose	178
Die Straße ist wie ein graues Band	194
Heimat?	226
Das Haus der Erinnerungen	247
Danksagung	257
Zeittafel	260
Literaturhinweise	262
Nachweis der Mottozitate	264

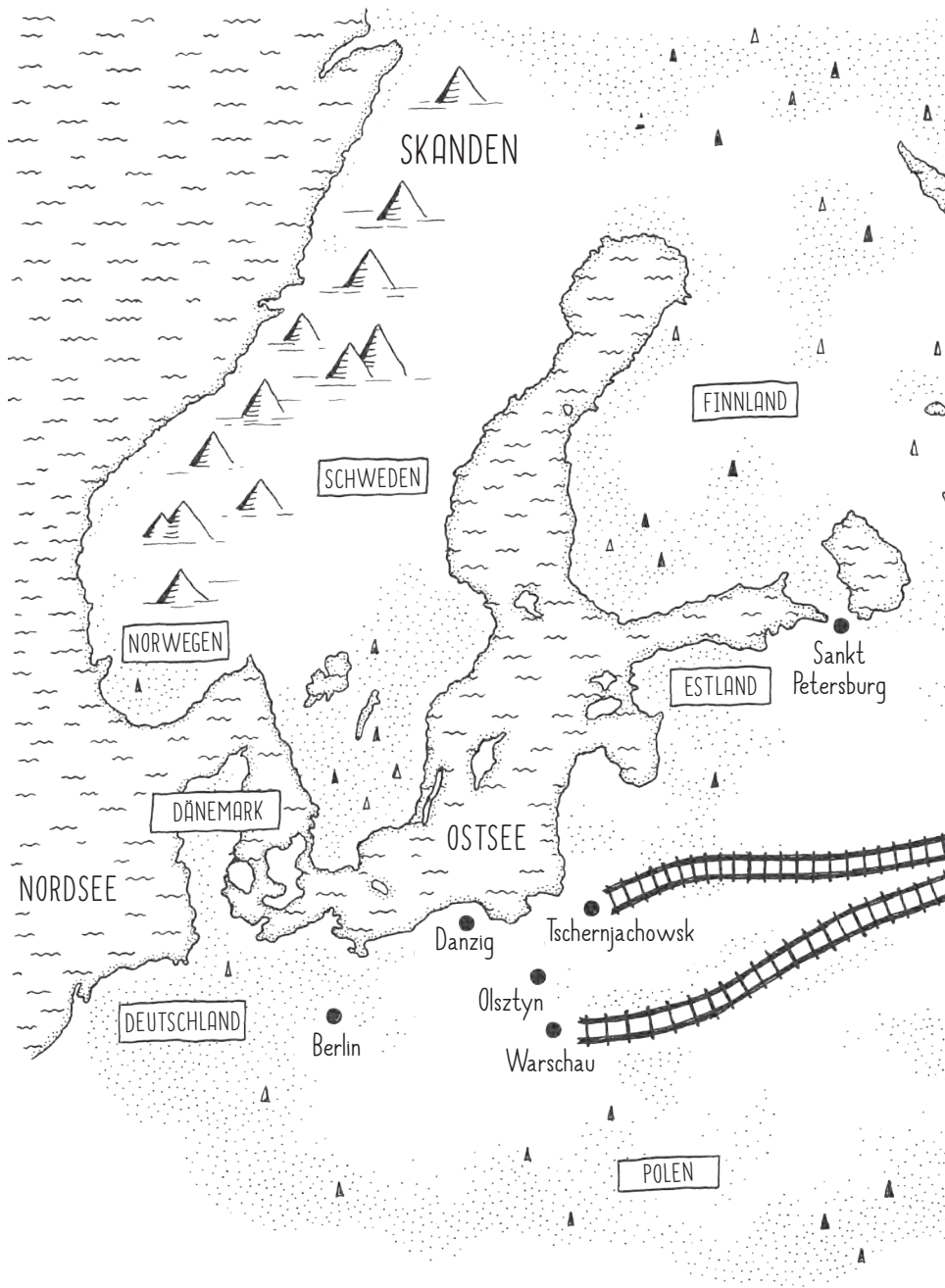
Irgendein Vorfahr von mir war Geiger,
Zirkusreiter und Dieb dazu.
Stammt daher meine Vagantenart!
Riecht daher mein Haar nach Wind!

Klaut nicht er, der Braunhäutige, vom Karren
Mit meiner Hand Aprikosen,
Der Schuldige an meinem Leidenschaftsschicksal,
Er mit gelocktem Haar und Hakennase!

(Marina Zwetajewa, übers. von Gert Hans Wengel)







Einleitung

Graham Greene lässt uns wissen, dass die Kindheit das Kapital eines Schriftstellers ist. Zumindest wenn es danach geht, bin ich wohlhabend zur Welt gekommen. Obwohl ich eine behütete Kindheit hatte und während der letzten beiden Jahrzehnte des Kalten Krieges in einer wohlhabenden westdeutschen Kleinstadt aufwuchs, war diese Zeit für mich aufregend genug. Schon von klein auf wurde ich gleichsam von Geschichten überschwemmt, von Gutenachtgeschichten, die mein Vater mir vorm Einschlafen erzählte, von Geschichten, die ich in der örtlichen Bibliothek zwischen Buchdeckeln entdeckte, bis hin zu den Geschichten, die sich Erwachsene erzählten. In meinem Fall waren es Ereignisse, über die sich meine Eltern und Großeltern manchmal in meinem Beisein unterhielten: Geschichten aus dem Krieg, über Verletzungen durch Granatsplitter und über ein großes Gehöft in einem fernen Land, das es nicht mehr gab. Für mich war es immer spannend, diesen Geschichten zu lauschen und mir weitere Details in meiner Phantasie auszumalen. Letzten Endes, nachdem all diese Geschichten über einen Zeitraum von über dreißig Jahren auf mich eingewirkt hatten, beschloss ich, mich hinzusetzen, einige dieser Geschichten auf meine Weise nachzuerzählen und jenes längst vergangene Land neu für mich zu entdecken. Leider ist meine Großmutter Cäcilie, die Hauptquelle und Protagonistin all dieser Geschichten, nicht mehr unter uns. Daher stellt dieses Buch den bescheidenen Versuch dar, den vielen Begebenheiten, die sie mir erzählt hat, Gestalt und Struktur zu verleihen; viele waren fröhlich, einige traurig, andere hatte man mir nie erzählt, als ich klein war. Ich habe versucht, die Leerstellen in ihren Geschichten oder auch jene dunklen Erinnerungen, an denen sie andere nicht teilhaben lassen wollte, mit Fiktion wie mit Tatsachen zu ergänzen. Diesen Erzählungen wiederum wollte ich die Geschichten meiner eigenen Reisen nach Osteuropa gegenüberstellen. In einem Sommer fuhr ich nach Polen, um das Land kennenzulernen, von dem meine Großmutter so oft gesprochen hatte. Indem ich über Warschau nach Moskau weiterreiste, folgte ich danach

den Spuren ihrer Reise, jener Zugfahrt, die damals in den Lagern im Ural endete.

Als Kind kamen mir die Geschichten aus Ostpreußen und Russland mit ihren Kartoffelernten und Gefangenenlagern wie Märchen vor. Sie entstammten für mich demselben Reich wie die Geschichten aus Hobbingen und über Rotkäppchen, nur dass sie in der wirklichen Welt stattgefunden hatten. Als ich nach Polen und Russland reiste, um Material für dieses Buch zusammenzustellen, machte ich mich daher auch auf den Weg, um das Land mit eigenen Augen zu sehen. Indem ich es innerlich auf mich wirken ließ, bekam ich weitere Details neben all den Notizen, die ich über die Jahre geduldig zusammengetragen hatte. Während meiner Reisen machte ich mir bewusst, an wie vielen Orten Cäcilie – oder Cilly, wie wir sie nannten – bereits vor mir gewesen war. Ich stellte mir vor, wie sie als junge Frau auf einem Hof in den walddreichen Gebieten Ostpreußens aufwuchs, wie sie später als Gefangene in einen Zug verfrachtet wurde, frierend und ohne Hoffnung, und gemeinsam mit anderen Frauen Kohlenwagen in einer Mine im Ural schieben musste.

Wieder zu Hause angelangt, verfasste ich das vorliegende Buch, eine Mischung aus Nachforschungen, intensiver Lektüre, Augenzeugenberichten, Sekundärliteratur und den Aussagen von Zeitzeugen. Die Dinge, über die ich schreibe, haben sich wirklich zuge tragen, wenn nicht in Cillys Lager, dann in anderen. Es gab aber auch Aspekte, über die ich nichts herausfinden konnte: Wie viele Frauen aus der Heimat kannte Cilly in den Lagern? Worüber unterhielten sie sich während der Gefangenschaft? Was fühlten sie damals? Offenbar hatte ich geglaubt, die Zeitgeschichte sei ein offenes Buch, in dem man einfach zurückblättert und die Antworten auf alle Fragen nachschlagen kann. Also entschied ich mich, meine Großmutter zu einer handelnden Figur in ihrer eigenen Geschichte zu machen. Ich schuf gleichsam ein Textgewebe aus historischen Berichten und Fakten, aus den Geschichten, die ich vor all den Jahren sonntags beim Mittagessen gehört hatte, aus den Bildern und Eindrücken, die mir von den Museen in Erinnerung blieben: Von den Weiten der russischen Taiga in der Dämmerung, von den Bahngleisen, die in unbestimmter Ferne verschwanden ...

Was Sie nun in Händen halten, ist das Ergebnis von Cillys eigenen Aussagen und meinem bescheidenen Versuch, all die Lücken mit Inhalt zu füllen, die sich mir anderweitig nicht erschlossen haben. Ich ermögliche es dem Leser, einen Blick auf die Dinge zu erhaschen, die ich erfuhr oder erlebte, auf dass meine Großmutter noch einmal lebendig werden möge, wenn auch nur für die Dauer der Lektüre. Unwissenheit ist ein Berufsrisiko angesichts der Ausmaße des Zweiten Weltkriegs, der meiner Großmutter und ihren Familienangehörigen so viel Elend gebracht hat. Je mehr man erfährt und weiß, desto größer ist die Erkenntnis, dass man immer noch weitere Details in Erfahrung bringen kann. Der Krieg ist und bleibt ein unerschöpfliches Archiv verborgener Erinnerungen, mit denen Familien und Historiker noch lange Zeit beschäftigt sein werden. Es folgt also eine kleine Geschichte aus jenem Krieg und seinen Nachwirkungen; nichts mehr und nichts weniger. Dies ist die Geschichte von Cilly und Marcel, von zwei Menschen, die viele Jahrzehnte trennen.

Babuschka

Die Vergangenheit ist ein fremdes Land; dort gelten andere Regeln.

(L. P. Hartley, *The Go-Between*, übers. von Maria Wolff,
Frankfurt a. M. 2010)

Die junge Frau geht über die Felder nach Hause, an ihrer rechten Hand baumelt eine leere Kaffeekanne. Sie ist achtzehn Jahre alt und keine Schönheit, das Mädchen vom Barabasch-Hof. Ihre Schultern sind ein wenig zu breit, sie ist eher stämmig. Das dunkle Haar hängt ihr in ungeordneten Locken um den Kopf, und sie trägt ein verblichenes rotes Kopftuch. Sie hat breite, buschige Augenbrauen, haselnussbraune Augen und eine große, gebogene Nase, die ihr rundes Gesicht beherrscht. Ihre Hände sind rau, ihre Arme und Beine kräftig von der jahrelangen Arbeit auf dem Bauernhof. Sie trägt ein grob gesponnenes blaues Kleid und eine Schürze, ihre Füße stecken in Holzschuhen; sie geht federnden Schrittes. Zuvor hat sie ihren Brüdern auf den Feldern etwas zu trinken gebracht, aber die Männer haben geschimpft, weil sie ihnen heißen Kaffee an einem Tag gebracht hat, an dem die Sonne nur so vom Himmel brennt. Um die Männer zu besänftigen, hat sie die Kaffeekanne im nahegelegenen Flussbett abgestellt, und während er abkühlte, saß sie einfach da und beobachtete, wie die Sonne langsam über den Feldern unterging. Offenbar verweilt die kräftige Sommersonne hier in Ostpreußen länger als anderswo, und erst wenn die Störche im Herbst nach Süden fliegen, nehmen sie sie mit.

Jetzt geht sie nach Hause zu ihrer Mutter und ihrer jüngeren Schwester Monika, in das große, weißgetünchte Bauernhaus, das inmitten der Felder auf einer leichten Anhöhe steht. Cilly fragt sich, wie es sein mag, wenn man verreist und die Welt sieht, wenn man am Bahnhof von Allenstein in einen Zug steigt und in die Städte fährt, von denen manchmal im Radio die Rede ist: Berlin, Paris und Rom ... Plötzlich ist ein Donnern am Himmel zu hören, ein dunkles Zittern liegt in der Luft, und als die junge Frau sich umdreht, erblickt sie drei Flugzeuge, die tief über die Felder hinweg fliegen. Unweigerlich denkt sie an ihren jüngeren Bruder Bruno, der die

Flugzeuge bestimmt auch gern gesehen hätte, aber Cilly braucht sich von ihm nicht erklären zu lassen, was das für Maschinen sind – weiß sie doch, dass dies Sturzkampfflugzeuge sind, die sogenannten Stuka vom nahegelegenen Fliegerhorst Grieslienen. Dieser Moment, mit den Maschinen am Himmel, gehört ihr ganz allein. Sie hüpfert und lacht und winkt den Flugzeugen zu, die dröhnend über sie hinwegfliegen, und die Maschine an der Spitze scheint ihren Gruß mit einem Wackeln der Tragflächen zu erwidern. Sie läuft los, folgt der Flugrichtung der Maschinen, wirbelt Staub auf der letzten Strecke bis nach Hause auf, während die Stukas weiter nach Osten fliegen. Es ist August 1941, und jeder Deutsche, der davon überzeugt ist, dass der Krieg gut verläuft, sieht einer rosigen Zukunft entgegen.

Wenn man klein ist, weiß man im Grunde gar nichts. Ich wusste damals zum Beispiel nicht, dass die Welt, in der ich lebte – meine bequeme, vorhersehbare Welt, in der es sonntags zum Mittagessen Hähnchenschnitzel mit Püree gab, mit Nachschlag für jeden, der wollte –, nicht die erste Welt meiner Großmutter war, nicht einmal ihre zweite. Die Welt, in der sie aufgewachsen war, lag an ganz anderen Orten, die von anderen, ursprünglicheren Gesetzmäßigkeiten bestimmt wurden.

Meine Großeltern lebten in meiner Heimatstadt Solingen in einer kleinen Wohnung in einem Haus, das noch aus dem 19. Jahrhundert stammte; es hatte ein düsteres Treppenhaus, in dem es immer nach Kohl zu riechen schien. Als Kind ging ich gern die alten, knarrenden Stufen hinauf, wusste ich doch, dass oben im dritten Stock meine Großmutter vor der Wohnungstür auf mich wartete, mich mit Küssen erdrückte und mir Süßigkeiten in meine Taschen steckte. Mein Großvater Willy stand nie auf, wenn ich kam. Er war es zufrieden, den ganzen Tag in seinem Sessel zu sitzen, Zeitung zu lesen und fernzusehen. Ab und zu kitzelte er meine Brüder oder mich durch, wenn wir in Reichweite seines Sessels kamen. Manchmal wagte er einen Vorstoß zum großen Tisch im Esszimmer, wo er Kartoffeln schälte oder im Wohnzimmer das Öl in der Heizung nachfüllte, aber ich habe ihn in Erinnerung behalten, wie



Der Barabasch-Hof

er im Wohnzimmer in seinem grünen Sessel saß und manchmal ein Schläfchen machte wie eine gemütliche Hauskatze.

Meine Großmutter war lebhafter. Meistens war sie in der Küche beschäftigt, aber oft spielte sie mit uns, für gewöhnlich Karten und Brettspiele. Sie nahm mich auf langen Spaziergängen mit raus ins Grüne, dann streiften wir durch die Wälder, vorbei an Feldern zu Kirchen, Denkmälern und Friedhöfen, immer in Bewegung, immer unterwegs. Ich freute mich schon auf die Süßigkeiten, die sie mir unterwegs an irgendwelchen Kiosken kaufte. Nichts Außergewöhnliches – mit Geld war sie immer sparsam. Meine Großmutter hieß Cäcilie, aber alle nannten sie Cilly.

Bei meinen Großeltern hing an der Wand im Esszimmer eine große, gerahmte Kohlezeichnung eines Bauernhofs mit zwei dunklen Scheunen. Der Bauernhof lag auf einer kleinen Anhöhe, im Hintergrund waren niedrig hängende Wolken zu erkennen. Die Zeichnung war schwarz-weiß, der Künstler hatte eine kleine Schwarz-Weiß-Fotografie als Vorlage genommen, die unten im Rahmen vor dem Bild steckte. Ich weiß nicht mehr, wann ich das erste Mal nach dieser Zeichnung gefragt habe, aber ich kann mich erinnern, dass ich mich oft danach erkundigte. Je nachdem, wer gerade am Esstisch

saß, fielen die Antworten unterschiedlich aus, aber in einem Punkt waren sich alle einig: Dies war der Hof, der meinen Urgroßeltern in Ostpreußen gehört hatte. Auf diesem Bauernhof war meine Großmutter aufgewachsen, und dieser Besitz musste zurückgelassen werden, als die Russen kamen. Letzteres stellte ich nie in Frage. Ich bin in den 1980ern in Westdeutschland aufgewachsen und wusste wie andere Kinder auch, dass die Russen jeden Tag kommen könnten. Einmal im Monat heulten die Sirenen, eine Maßnahme, die uns auf einen möglichen Angriff mit nuklearen Sprengköpfen vorbereiten sollte, von jenseits des Eisernen Vorhangs.

Meine Großmutter sprach oft von dem Hof, und ich kann mich an einige der Geschichten besser erinnern als an andere: Wie sie ihren Brüdern Kaffee brachte, die an einem heißen Sommertag auf den Feldern arbeiteten; wie der Hofhund ein lautes Jaulen anstimmte, als ihr Vater starb; wie sie mit Schlitten durch den Schnee zur Kirche fuhren; wie meine Großmutter Speck in der Pfanne ausließ und das Fett einer Thermoskanne mit Kaffee beimischte, damit ihr Bruder einen Abend mit Kartenspielen und Schnaps in der örtlichen Kneipe überstand; oder Geschichten über französische Kriegsgefangene, die auf den Höfen arbeiten mussten. Ich weiß nicht mehr, wann wir uns das erste Mal über Russland unterhalten haben – ob sich meine Eltern und Großeltern zu uns setzten und mit uns darüber sprachen oder ob das wieder eine von den Geschichten war, die sie mir eines Tages beim Mittagessen erzählte.

Aber irgendwie stellte sich mit der Zeit heraus, dass meine Großmutter am Ende des Krieges von der Roten Armee gefangen genommen worden war, »von Mongolen!«, wie sie es ausdrückte. Vier Jahre verbrachte sie in Lagern in der Sowjetunion, ehe sie nach Westdeutschland kam, wo sie meinen Großvater kennenlernte, einen ehemaligen Kriegsgefangenen, der ebenfalls aus dem Osten hatte fliehen müssen. Als Kind nahm ich diese Geschichten einfach hin und schenkte ihnen genauso viel Glauben wie den erwähnten Märchen. Als ich erfuhr, dass mein Großvater Soldat in jenem Krieg gewesen war, in dem meine Großmutter gefangen genommen wurde, fragte ich ihn sogar, ob er sie gerettet habe. Ich weiß nicht mehr, was die beiden mir geantwortet haben.

Es kommt häufig vor, dass bei Familiengeschichten übertrieben wird oder Dinge verzerrt dargestellt werden, aber für mich fühlte sich die Geschichte von ihrer Gefangennahme und der Zeit in Russland glaubwürdiger an als manch andere Geschichten. Ich erinnere mich, dass Cilly recht offen über die Vergewaltigungen redete, die von den Soldaten der Roten Armee begangen wurden – von sich selbst sprach sie nicht, sondern von einer schwangeren Frau, die in die Scheune gebracht wurde, und von »all den jungen Frauen, die starben ...«. Sie hat ihre Geschichten nie chronologisch erzählt, sondern immer Ausschnitte aus einem größeren Erzählkontext geliefert: Nach dem Einmarsch der Roten Armee in Ostpreußen geriet Cilly im Frühjahr 1945 in Gefangenschaft und verbrachte vier Jahre in russischen Arbeitslagern. Sie kam 1949 nach Westdeutschland und lebte zunächst bei Freunden der Familie in der Kleinstadt Solingen, wo sie meinen Großvater kennenlernte. Er kam ebenfalls dorthin, aus alliierter Kriegsgefangenschaft, aus dem ehemaligen Pommern. Die beiden heirateten 1952. Mein Vater kam ein Jahr später zur Welt, und ich wurde 1977 geboren. Cilly starb 2009, wir hatten also zweiunddreißig gemeinsame Jahre. Genug Zeit, damit jene Versatzstücke, die ich aus ihren Geschichten kannte, in meinem Kopf Gestalt annehmen konnten.

Während ich allmählich immer mehr über Cillys Geschichte erfuhr, stieß ich auf weitere Geschichten: Drei meiner Großonkel waren während des Krieges ums Leben gekommen. Einer wurde 1942 in Berlin mit der Guillotine hingerichtet, weil er für den polnischen Widerstand spioniert hatte, einer war Wehrmachtssoldat gewesen und gilt seit den letzten Tagen des Krieges als vermisst, und Cillys jüngster Bruder wurde 1944 bei seinem ersten Flug als Jagdflieger der Luftwaffe abgeschossen. Kratzt man nur ein bisschen an dem Weltgewebe oder zupft man am dünnsten Faden, purzeln schon Geschichten heraus. Je älter ich wurde, desto mehr begriff ich, dass das Weltgewebe aus Geschichten besteht, und alle Familien in Deutschland, Polen und Russland sind in gewisser Weise über die Geschichten miteinander verwandt, die wir hören oder die wir einander über den Zweiten Weltkrieg und dessen Nachwirkungen erzählen. Und fängt man erst einmal an, ein bisschen tiefer zu

gehen, stellt man fest, dass diese Geschichten selbst heute noch dicht unter der Oberfläche des Alltäglichen liegen, wie hastig verscharrte Leichen, deren Umrisse noch zu erahnen sind.

Ich wuchs heran. Als ich über zwanzig war, zog ich nach Irland, in ein fremdes Land, in dem ich niemanden kannte und anfangs Schwierigkeiten hatte, die Sprache zu verstehen. Ehe ich Fuß fasste, dachte ich manchmal an Cilly. Denn anders als sie hätte ich wenigstens jederzeit in meine Heimat zurückkehren können. Schon als Junge – ich war nicht älter als elf oder zwölf Jahre gewesen – hatte ich mir vorgestellt, wie es wäre, die Geschichte meiner Großmutter niederzuschreiben. Aber die Aufgabe erschien mir eine Nummer zu groß. All diese Einzelheiten, wie damit umgehen? Und vielleicht kämen Fragen auf, auf die ich im Grunde keine Antworten hören wollte. Später kam das Leben dazwischen. Cilly starb 2009 an den Folgen von Alzheimer.

Zu ihren Lebzeiten schrieb ich ihre Geschichte also nicht auf, aber nun, da sie fort ist, lässt mich dieses Thema nicht in Ruhe. Ist das nicht widersinnig? Immer wieder sage ich mir, dass ihre Erlebnisse nicht einfach so verschwinden dürfen, auch wenn ihr Schicksal und das ihrer Gefährten nur ein kleines Rinnsal ist im Vergleich zu der Flut an Leid, das der Zweite Weltkrieg fast jedem in Europa, vor allem den Juden des Kontinents, zwischen 1939 und 1945 brachte. Gegen Endes des Krieges wurden Hunderttausende europäische Bürger, Frauen zumeist, in sowjetische Arbeitslager verschleppt, die in der ganzen UdSSR verteilt lagen. Bis heute sind viele dieser Schicksale unbekannt. Aber ich weiß zumindest, was meiner Großmutter widerfahren ist, und so möchte ich ihre Geschichte stellvertretend für all jene vergessenen Geschichten erzählen. Und es lohnt sich, ihre Geschichte zu erzählen: Ein Mädels vom Lande aus Nazi-Deutschland wird in den Wirren des Krieges vom Hof ihrer Eltern weggerissen und findet sich in einem fremden Land wieder, das versucht sie zu brechen und umzubringen. Aber vielleicht ist das gar nicht die ganze Geschichte: Ich habe das Gefühl, dass meine Neugierde Cilly – jetzt, da sie nicht mehr lebt – nichts mehr anhaben kann. Sie ist jenseits allen Leids. Auch ist sie nicht mehr imstande, meine Version der Ereignisse in Zweifel zu ziehen, auf die



Cilly und Marcel, Mitte der 80er Jahre

ein oder andere Weise; um eine Geschichte zu erzählen, müssen wir ihr Autor werden, und vielleicht ist es auch ganz praktisch, eine Hauptfigur zu haben, die nicht mehr protestieren oder widersprechen kann oder sich abwenden und sagen: »Das weiß ich nicht mehr« oder sogar »Warum sollte ich mich daran noch erinnern?«

Katastrophe

Weil es ja immer, wenn man gerade die schönste Zukunft sich ausmalt, bereits auf die nächste Katastrophe zugeht.

(W. G. Sebald, *Die Ringe des Saturn*, Frankfurt a. M. 2011)

Der Januar 1945 war einer der kältesten Monate, die je in Nordosteuropa aufgezeichnet wurden. Nachts ging das Thermometer auf minus 25 Grad Celsius, tagsüber lagen die Temperaturen selten über dem Gefrierpunkt. Der Boden war gefroren, die Ostsee von einer dicken Eisschicht überzogen. Trotz dieser Wetterbedingungen schlug die Rote Armee am 13. Januar 1945 in Europa das letzte Kapitel im Zweiten Weltkrieg auf: die Großoffensive in Ostpreußen, die als Ostpreußische Operation bzw. Schlacht um Ostpreußen bekannt ist. Bis zu 1,7 Millionen Rotarmisten standen 500 000 kriegsmüden Wehrmachtsoldaten gegenüber, die die gefrorene Landschaft in der östlichsten Provinz des Deutschen Reichs verteidigten.

Die sowjetische Offensive begann mit heftigem Beschuss. Das Artilleriefeuer, das eine Stunde anhielt und dem eigentlichen Angriff vorausging, überzog den in Nebel eingehüllten deutschen Frontabschnitt, und als sich die Schwaden verflüchtigt hatten, stiegen Rauch und Staub in den kalten Himmel, die sowohl den Angreifern als auch den Verteidigern die Sicht raubten. Doch schon bald durchbrach die Rote Armee die dürftigen deutschen Abwehrstellungen, so dass T-34-Panzer und Kavallerie-Divisionen durchkamen. Dennoch leisteten die Deutschen stellenweise heftigen Widerstand, was zu schweren Verlusten in den Reihen der Roten Armee führte. Um diesen Widerstand zu brechen, befahl der sowjetische General Konstantin Rokossowski am 14. Januar den Angriff über die Narew; am 20. Januar erhielt er die Order, die Offensive nordwärts in Richtung Elbing und Ostsee schwenken zu lassen. Von diesem plötzlichen Richtungswechsel wurden die deutschen Befehlshaber überrascht; am 22. Januar um 3 Uhr morgens nahm das 3. Kavallerie-Korps die Stadt Allenstein ein.

Als ich aus dem Zug von Gdańsk nach Olsztyn steige, wünschte ich fast, es wäre Winter. Im Zug selbst war es noch angenehm gewesen, da frische Luft durch das halb geöffnete Fenster meines Abteils wehte, aber am Bahnsteig in Olsztyn erwartet mich eine schwüle Julihitze, in der mir das Atmen schwerfällt. Es sind 32 Grad, kein Lüftchen regt sich, und ich habe beschlossen, meine Taschen durch die Innenstadt bis zum Hotel zu tragen. Ich könnte ein Taxi nehmen, aber ich traue mir mit meinem spärlichen polnischen Wortschatz nicht zu, mein Ziel benennen zu können, daher verlege ich mich aufs Laufen. Der postmoderne Beton des Hauptbahnhofs und der rissige Asphalt davor lassen nicht darauf schließen, dass ich mich in einer mittelalterlich geprägten Stadt befinde; es scheint bloß eine weitere, kleine Provinzstadt irgendwo in Polen zu sein. Überall sieht man Plattenbauten, die bevorzugten Wohnblocks der Länder des Warschauer Pakts, hin und wieder ein paar alte Busse und ausgedörrte Parks zwischendrin. Es stinkt nach Autoabgasen.

Auf einem Bahnsteig dieses Bahnhofs, der damals Allensteins Hauptbahnhof war, erschoss im Januar 1945 der Direktor des örtlichen Amtsgerichts seine Frau und seine beiden Kinder, ehe er sich selbst eine Kugel in den Kopf schoss, in dem panischen Irrglauben, die Familie vor der Roten Armee retten zu müssen.

Meine Fahrt hierher war angenehm verlaufen: Ich sah die flache Landschaft Pommerns an mir vorüberziehen, die in sanfte Hügel überging, dazwischen blaue Seen und die endlosen Weizenfelder Ermland-Masurens. Ich erblickte die eindrucksvolle, aus rotem Backstein gebaute Marienburg bei Malbork und dunkle, von moosbewachsenen Bachläufen durchzogene Wälder, durch die der Zug langsam und beinahe lautlos zu gleiten schien. Als ich am Tag zuvor während der Busfahrt von Berlin nach Gdańsk aus dem Fenster geschaut hatte, hatte ich vor grauen und schmutzig-bröckelnden Hochhaussiedlungen alte Frauen gesehen, die Kopftücher und verwaschene Micky-Maus-T-Shirts trugen; in Szczecin war die Oder kanalisiert, eingezwängt in Betonufer; Schlaglöcher klafften vor dem örtlichen Busbahnhof; genau so hatte ich mir den Zustand eines ehemals kommunistisch geprägten Landes vorgestellt.